

Der Glaube als Grundvollzug menschlichen Daseins

Was der Mensch tut, wenn er glaubt, wird im allgemeinen unter dem Aspekt des Wissens gesehen; der Glaube wird sozusagen für eine sekundäre Gestalt des Wissens gehalten. Der Autor vertritt die Auffassung, daß es sich beim Glauben primär um einen Akt des Vertrauens handle, damit also um einen personal-dialogischen Vorgang. In dieser Sicht sei das Glauben ein Grundakt menschlichen Seins. Überall dort, wo Vertrauen gelebt wird, ist nach Pöltner einschlußweise schon religiöser Glaube vorhanden. Die Frage einer Unterscheidung vom ausdrücklich religiösen und christlichen Glauben bleibt offen. (Redaktion)

I. Vorbemerkungen

1. Unter „Glaube“ wird oft allein der religiöse, insbesondere der christliche Glaube verstanden. Nicht dieser ist hier direkt angezielt, sondern der Glaube in seiner allgemein-menschlichen Gestalt. Die Schwierigkeit, ein religiös Glaubender zu sein, hängt sicher auch mit einem ungenügenden Begriff des allgemein-menschlichen Glaubens zusammen.

2. Im folgenden geht es um eine *philosophische* Besinnung auf den Glauben. Das erfordert zumindest zweierlei. Es ist a) nach der *thematisch unreduzierten* Sache zu fragen und zu versuchen, sie in ihrer vollen und unverkürzten Dimension in den Blick zu bekommen und b) sie aus ihren *konstituierenden Gründen* verständlich zu machen. Wer wissen möchte, was Glaube heißt und was den Glauben konstituiert, der muß sich vor das möglichst ursprüngliche Phänomen des Glaubens bringen lassen und darf sich nicht ausschließlich an die abgeleiteten Gestalten des Glaubens halten.

3. Das ursprüngliche Phänomen ist zumeist von einem durchschnittlich-alltäglichen Vorverständnis und von unreflektierten Vorurteilen verdeckt. Die thematisch unverkürzte Sache muß in der kritischen Befragung des durchschnittlich-alltäglichen Vorverständnisses erst freigelegt werden, was nicht heißt, daß sie restlos eingeholt werden könnte. Denn im Nachdenken über den Glauben hat es der Mensch unweigerlich mit sich selbst, mit dem Bezug zum Geheimnis seines Ursprungs und seines Todes, mit der Unerschöpflichkeit seines Wesens zu tun.

4. Blickt man auf die philosophische Interpretationsgeschichte des Glaubens, so wird man nicht sagen können, der Rückgang auf das ursprüngliche Phänomen des Glaubens sei der Philosophie ein grundlegendes Anliegen gewesen. Diese Geschichte ist nämlich weitgehend an dem *vulgären* Glaubensphänomenen, d. h. an dem *apersonalen Daß-Glauben* orientiert. Daran hat sich — spätestens seit den Tagen Platons — bis heute im wesentlichen nichts geändert, wenn wir von wenigen, allerdings gewichtigen Ausnahmen absehen. Der philosophische Begriff des Glaubens stellt im Grunde die begriffliche Fassung des durchschnittlich-alltäglichen Glaubensverständnisses dar. Der *Glaube* gilt hier als *Vorstufe des Wissens*. Er wird vom Wissen her und auf dieses hin interpretiert. Der Glaube gilt als uneigentliches Wissen, das überholt werden kann — und auch soll. Daß das nicht in allen Fällen gelingt, erscheint dann leicht als ein bedauerlicher Mangel unseres Lebens. Doch woher bestimmt sich, was *Wissen* heißt?

II. Der apersonale Daß-Glaube

Er ist nicht die ursprüngliche Gestalt des Glaubens, sondern eine abgeleitete. Unser deutsches Wort „glauben“ besitzt eine zweifache Bedeutung. Wir sagen einerseits:

ich glaube, daß es morgen regnen wird; oder: ich glaube, daß er nicht recht hat. Wir sagen andererseits: ich glaube dir, ich glaube an dich. Der Glaube ist einmal ein Daß-Glaube, der sich auf Sätze bezieht, zum andren ein personaler Glaube, in welchem sich das Vertrauen und im Höchstfall die liebende Hingabe an jemanden ausdrückt. Diese beiden Formen sind nicht unverträglich, sie spielen vielmehr oft ineinander — dennoch weisen sie charakteristische Unterschiede auf.

Der Daß-Glaube weist nun seinerseits eine Vielzahl von Gestalten auf, was sich rein sprachlich durch die Ersetzbarkeit des Wortes „glauben“ anzeigt.

Glauben in diesem Sinn meint a) die bloße Meinung. Man hält einen Satz grundlos für wahr. Man glaubt etwas zu wissen, besitzt aber in Wahrheit kein Wissen und weiß nicht einmal um sein Nichtwissen. Glauben heißt hier so viel wie: nicht wissen.

Glauben kann b) als Vermutung und Annahme auftreten. Glauben besagt dann ein Noch-nicht-Wissen (Ich nehme an, daß es sich so verhält, weiß es aber noch nicht). Der Glaube besitzt hier die Form der probeweisen Annahme, des Für-wahrscheinlich-Haltens von Sätzen (Ich halte etwas für wahrscheinlich, weil mehr Gründe für als gegen diese Annahme sprechen). Der Glaube als Annahme ist von Zweifeln durchsetzt. „Ich nehme an“ heißt immer auch: ich bin mir nicht ganz sicher.

Glaube kann c) das Für-wahr(scheinlich)-Halten von Sätzen auf die Autorität eines anderen hin bedeuten (Glaube als Autoritätsglaube). „Ich glaube“ heißt dann: ich stimme einem Gesagten zu, ohne selbst die Wahrheit des Gesagten überprüft zu haben oder überprüfen zu können. Der Autoritätsglaube besitzt einen Grund: dieser liegt in der Sachkompetenz des anderen (diese Sachkompetenz weiß man entweder oder man glaubt sie auf die Versicherung eines dritten hin). Die Autorität ist glaubwürdig, weil sie sachkompetent ist. (Hierher wäre auch noch jenes Für-wahr-Halten zu rechnen, das sich auf eine ziemlich sichere Einschätzung des anderen stützt: Ich habe Grund, dem anderen zu glauben, weil er es sich nicht leisten kann, mich anzulügen.) Diese Form des Glaubens begegnet uns nicht nur im Alltag, sondern auch in der Wissenschaft. Wir glauben z. B. die Auskünfte anderer, Schüler glauben ihrem Lehrer. Das meiste Wissen, das wir besitzen, ist ein solches Glaubenswissen im Sinne des Autoritätsglaubens. Wir können ja nicht alles selbst überprüfen. Wissenschaftler glauben ihren Fachkollegen die Mitteilung einer wissenschaftlichen Erkenntnis. (Ohne diesen Glauben wäre der Fortschritt in der Wissenschaft unmöglich.) Freilich: prinzipiell — wenn auch nicht immer faktisch — besteht die Möglichkeit, auch ohne die Vermittlung des anderen das Für-wahr-Gehaltene in die Form des Wissens überzuführen, wobei Wissen hier heißt: eigene Einsicht in den Sachverhalt besitzen. Der Glaube im Sinne des Für-wahr-Haltens (Für-wahrscheinlich-Haltens) von Sätzen ist prinzipiell überprüfbar. Der, dem wir das Wissen verdanken, ist im Grunde auswechselbar. Die Lehre beruht ja auf dieser Auswechselbarkeit. Der Lehrende hat die Aufgabe, zu eigenständigem Denken anzuleiten und sich sozusagen überflüssig zu machen. Die Lehre unterscheidet sich von anderen Formen der Mitteilung unter anderem durch die Angabe des Weges, auf dem das Wissen zu gewinnen ist. Der Lehrende kann angeben, auf welche Weise jeder, der die entsprechenden Voraussetzungen mitbringt, in den Besitz der Erkenntnis gelangen kann. Zu erwähnen wäre hier noch dasjenige Für-wahr-Halten von Sätzen, das sich im Grunde wiederum nicht auf den anderen als Person stützt, sondern auf etwas Apersonales: So hält z. B. ein Untersuchungsrichter Aussagen des Beschuldigten für wahr, weil andere Zeugen-aussagen mit ihnen übereinstimmen. Der Grund dieses Glaubens ist hier primär nicht die Vertrauenswürdigkeit des Sprechenden, sondern die Konkordanz der Aussagen.

Schließlich kennen wir noch d) den Glauben als theoretische oder praktische Vorwegnahme. (Glaube als hypothetischer Glaube.) Diese Vorwegnahme kann den Status von alltäglich-praktischen, aber auch von wissenschaftlichen Hypothesen haben. So muß ich z. B. im Alltag glauben, daß sich gewisse Unternehmungen auszahlen, d. h. erfolgversprechend sind. Ohne einen solchen Risikoglauben wären wir vielfach handlungsunfähig. Als Vorwegnahme eines möglichen Erfolges ist dieser Glaube auf eine Bestätigung hingeordnet und versteht sich als etwas Vorläufiges. Der Wille zur Bestätigung durch das Experiment kann sich auch auf das Lebensganze erstrecken und zum sogenannten Totalexperiment werden. (Ich muß glauben, daß es sich auszahlt, anständig zu leben — ich weiß es freilich nicht, werde aber im Laufe meines Lebens recht behalten — oder auch nicht.)

Diese Formen des Daß-Glaubens stimmen darin überein, daß sich der Glaube (1) auf Sätze über Sachverhalte bezieht, die prinzipiell von jedem, der die entsprechenden Voraussetzungen mitbringt, überprüft werden können. Deshalb ist es (2) gleichgültig, wer die Überprüfung faktisch vornimmt. Der Adressat dieses Daß-Glaubens ist deshalb prinzipiell austauschbar. Dieser Daß-Glaube ist ein apersonaler (nicht anti-personaler!) Glaube. Erstens wird dem Gesagten nur bedingt, unter Vorbehalt zugestimmt. Bedingt deshalb, weil das Geglaubte als etwas Vorläufiges, einer Bestätigung Bedürftiges oder der Überprüfung Fähiges angesehen wird. Zweitens liegt der Grund der Glaubwürdigkeit nicht in dem anderen als Person, sondern in etwas Außer- und Vorpersonalem, z. B. im Eindruck, den das Gesagte macht, oder in der Geschlossenheit des Vorgetragenen. Dementsprechend bringt auch (3) der Glaubende sich selbst nicht voll und ganz als Person ein. Von der Person sowohl des Glaubenden als auch dessen, dem geglaubt wird, wird im Daß-Glauben abgesehen. Dies kann im Modus des Alltäglichen aber auch methodisch bewußt (wie in der Einzelwissenschaft) geschehen.

Damit erweist sich der apersonale Daß-Glaube als eine abgeleitete Größe. Denn er ist nur möglich, weil in ihm eine personale Erkenntnis mit-vollzogen wird, die in ihm freilich unthematisch bleibt. Ich muß ja den anderen zuvor schon als Person, als Mitmenschen — und nicht etwa als einen Automaten — erkannt haben, damit ich ihn überhaupt, z. B. als bloßen Informationsträger oder in seiner bloßen Funktion im Ganzen eines Arbeitsprozesses, ansprechen kann, darin von seiner Personalität absehend. Wo von Momenten eines Ganzen abstrahiert wird, wird das Ausgeklammerte gleichwohl als Bedingung der Möglichkeit der Abstraktion mitvollzogen — nämlich so, daß das Mit-Vollzogene im unthematischen Hintergrund bleibt und in dieser Weise in den Vollzug eingeht und ihn bestimmt.

Wenn aber das personale Erkennen — und damit der personale Glaube — die Bedingung der Möglichkeit des apersonalen Daß-Glaubens ist, so ist im personalen Glauben das vergleichsweise fundamentalere Glaubensphänomen entdeckt.

III. Der personal-dialogische Glaube¹

Er ist die ursprüngliche und eigentliche Gestalt des Glaubens.

„Ich glaube dir“ heißt so viel wie: „Ich vertraue dir, vertraue auf dich“ (ahd. *giloubo* = sich etwas lieb, vertraut machen). Der personal-dialogische Glaube — der terminolo-

¹ Vgl. zum folgenden J. Pieper, *Über den Glauben*, München 1962; A. Wucherer-Huldenfeld, *Ursprünglichkeit und Weisen des Miteinanderseins. Philosophische Überlegungen zur Koinonia im Glauben*, in: *Leiturgia — Koinonia — Diakonia* (Festschrift Kard. König), Wien 1980, 203—237; B. Welte, *Was ist Glauben? Gedanken zur Religionsphilosophie*, Freiburg i. Br. u. a. 1982.

gisch auch als Du-Glaube gefaßt wird — ist die Urform menschlichen Erkennens: Er ist die Weise, wie Personen sich einander zu erkennen geben und voneinander zu wissen bekommen. Und wie Personen als freiheitsfähige Wesen von eigenem und unableitbarem Seinsrang sind, so ist auch die Weise ihrer Zugänglichkeit, der personale Glaube, nicht vom bloßen Sachwissen — gar vom fachwissenschaftlichen — her begreiflich zu machen. Der personale Glaube ist einerseits die Basis zwischenmenschlicher Beziehungen, andererseits — als Füreinandersein in Liebe — deren höchste Form.

Das Entscheidende ist dabei dies: Der personale Glaube ist wesentlich etwas Nachfolgendes, er ist hervorgerufene *Antwort*. Diese meine Antwort ist ermöglicht durch das Vertrauen, das andere zuvor in mich gesetzt haben, und durch den Glauben, den andere mir schon entgegengebracht haben. Mein Glaube fängt nicht mit mir und bei mir selbst an, sondern hat seinen Grund in der unableitbaren, nicht prognostizierbaren und nicht erzwingbaren *Vertrauensvorgabe* der anderen (des anderen — im Höchstfall: seiner — ihrer — Liebe). Ich entdecke mich als einen, dem schon geglaubt und vertraut worden ist, bevor er noch selbst initiativ hat werden können. Denn die Vertrauensvorgabe reicht zurück bis in jene Bejahung und Annahme der anderen, denen ich es verdanke, daß ich überhaupt bin.² Sicher gilt: Mein Glaube wird von mir selbst vollzogen und kann ebenfalls durch nichts erzwungen werden, weshalb wir ja auch völlig zu Recht sagen: wir *schenken* jemandem Glauben. Aber das ändert nichts an dem Antwortcharakter unseres Glaubens. Andere sind von sich her initiativ geworden, haben uns angenommen und zuvor uns zu verstehen gegeben, wer sie für uns sein wollen. Unser antwortender Glaube ist der *Dank*, durch welchen umgekehrt diese Vertrauensvorgabe sich wiederum vollenden kann. *Weil und insofern* andere uns *annehmen*, und darin sich selbst mitteilen, sind sie *glaubwürdig*. Deshalb ist der antwortende Glaube nicht blind, sondern hat seinen eigenen Grund, einen Grund, der freilich einer empirisch-gegenständlichen Nachprüfung unzugänglich bleiben muß. Und indem wir selber Glauben schenken, gewinnen die anderen einen Zuwachs ihrer Glaubwürdigkeit (von daher erklärt sich das bekannte Phänomen, daß Menschen „über sich hinauswachsen“ können, wenn ihnen vertraut wird). Glaubwürdig ist zuletzt und zunächst die Liebe des anderen. Wir glauben, weil wir lieben.

Damit ist natürlich nicht bestritten, daß wir uns sehr oft der Glaubwürdigkeit des anderen versichern und sie überprüfen. Allein die auf dem Wege des Sich-Versicherns zustandegekommene Glaubwürdigkeit ist ein uneigentliches, dem apersonalen Daß-Glauben zugeordnetes Phänomen, das zweifellos im gewöhnlichen Alltag seine Berechtigung hat. Dies kann an der negativen Gegenprobe einsichtig werden. Erhebt man das Sich-Vergewissern zur *primären* Haltung, so arbeitet man an der Zerstörung, statt an der Vertiefung der Glaubwürdigkeit. Die radikale Hypothesisierung zwischenmenschlichen Vertrauens ist dessen Vernichtung. Ich kann natürlich die Glaubwürdigkeit meines Partners als Hypothese betrachten und z. B. seine Bereitwilligkeit zur Freundschaft einem Test unterwerfen. Nur werde ich auf diese Weise niemals kennenlernen, was Freundschaft ist. Man übersieht, daß wir uns selbst als Personen in die Beziehung einbringen müssen, die durch die Vertrauensvorgabe des anderen eröffnet worden ist, und daß wir auf diese Weise die Glaubwürdigkeit des anderen mit-ermöglichen.

² „Wer, der vertritt, er wisse nicht, wofür danken, könnte das überhaupt artikulieren, wenn ihm nicht jenes Ausmaß unselbstverständlicher Liebe geschenkt worden wäre, ohne das er längst — am Syndrom des „Hospitalismus“ — zugrunde gegangen wäre?“ J. Splett, Lernziel Menschlichkeit. Philosophische Grundperspektiven, Frankfurt 1976, 129.

Wer einem anderen Grund gibt, ihm zu vertrauen und ihm zu glauben, wer ihn also annimmt, der teilt darin sich selbst mit. Wo wir jemandem Glauben schenken, dort nehmen wir seine Worte und Taten als *Selbst-Mitteilung* und *Selbst-Bezeugung* an: Ihn selbst nehmen wir an. Aber gerade dadurch, daß der andere sich selbst uns mitteilt, hat auch er uns angenommen.

Selbst-Mitteilung ist nicht zu verwechseln mit einem Bericht über eine Introspektion, und dementsprechend ist der personale Glaube nicht das Für-wahr-Halten einer Aussage über einen gegenständlich-beobachtbaren Sachverhalt, zu dem es nur einen einzigen privilegierten Zugang gibt (den nur der andere hat). Zwar geschieht die Selbst-Mitteilung nie, ohne daß jemand etwas über sich mitteilt. Insofern ist der Daß-Glaube vom Du-Glauben umfassen. Dennoch ist die Selbstmitteilung von einem Bericht über selbstbeobachtete seelische Zuständlichkeiten zu unterscheiden. Wo ich über mich berichte, habe ich mich bereits in gewisser Weise vergegenständlicht. Wo ich hingegen mich selbst mitteile — in welcher Form auch immer —, dort gibt es nicht die Differenz von Sachverhalt und nachfolgend konstatierender Rede, sondern dort identifiziere ich mich mit dem, was ich sage, bzw. vollziehe ich, was ich sage, dort fällt der Vollzug des Sagens mit dem Vollzug des Gesagten in eins. Das macht mein Wort zum *bezeugenden* Wort.

Selbst-Mitteilung besagt Anteilgabe an sich selbst, sie ist nicht eine feststellende Aussage über jemanden, sondern im strengen Wortsinn Mit-Teilung des eigenen Seins. Diese Selbst-Mitteilung findet ihren sprachlichen Niederschlag in dem bezeugenden Wort. Das Zeugnis allein entspricht der Selbst-Mitteilung. Wenn wir auf die Höchstform des personalen Glaubens blicken, so besteht er in der wechselweisen Freigabe zum Mit- und Füreinandersein. Die Selbst-Mitteilung kann einzig und allein in der Weise personalen Glaubens angenommen werden. In allen anderen Formen des Sich-Verhaltens wird ja von der Person des anderen mehr oder weniger abstrahiert. Es ist die Seinsweise dessen, der sich selbst mitteilt und sich selbst erschließt, welche die Form des personalen Glaubens erforderlich macht.³

Man kann den anderen als ihn selbst nicht erkennen ohne Glaube und Vertrauen! Wo dies dennoch versucht wird, bekommt man zwar einiges zu wissen — nur nicht den anderen als ihn selbst. Das solcherart erzielte Wissen steht nicht *über* dem personalen Glaubenswissen, sondern ist *unter* dieses herabgesunken, weil es seinen „Gegenstand“ verloren hat.

Damit ist im Grunde bereits die Frage beantwortet, wie es denn mit dem *Wissen* bestellt ist, das wir im Zuge des lebendigen zwischenmenschlichen Glaubens erlangen. Dieses personale Glaubenswissen ist nicht durch eine andere Form ersetzbar, weil es dem unableitbaren ontologischen Rang der personalen Beziehung entspricht, aus der es herauswächst. Es ist eine unvergleichliche Größe von qualitativ eigenständiger Art: Es ist ein liebendes Erkennen, das den Menschen jeweils hinsichtlich seiner selbst — also unbedingt — anspricht und ihn gutheißt, nicht bloß bedingterweise unter dem Vorbehalt seiner augenblicklichen Fähigkeiten oder ausgeübten Funktionen. Die Frage, ob das personale Glaubenswissen sicherer oder weniger sicher sei als ein experimentell bestätigtes, empirisch-gegenständliches Wissen, ist eine von außen und daher falsch gestellte Frage. Sie liegt auf derselben Ebene wie die Frage, ob eine mathematische Aufgabe

³ Vgl. dazu: A. Brunner, Glaube und Erkenntnis. Philosophisch-theologische Darlegung, München 1951; E. Coreth, Was ist der Mensch? Grundzüge einer philosophischen Anthropologie, Innsbruck u. a. 1980, 171ff.

oder ein Stein schwerer sei. Das Glaubenswissen besitzt seine eigene, nicht mit anderen Wissensweisen verrechenbare Sicherheit. Wer dem anderen wirklich glaubt, besitzt eine Sicherheit, deren Charakter, wie schon gesagt, nur aus ihr selbst erhoben werden kann. Zu sagen: Ich glaube dir, aber ich bin mir nicht sicher — ist ein Unding.

Auch kennt das personale Glaubenswissen keine Steigerung seiner Zuverlässigkeit und Sicherheit. Solche Abstufungen sind beim apersonalen Daß-Glauben möglich und sinnvoll, nicht jedoch hier. Beim personalen Glauben besteht die Sicherheit schlicht und einfach — ohne mehr oder weniger. Ein Liebender sagt nicht: Ich bin mir mehr oder weniger sicher, daß du mich liebst. Die Sicherheit des personalen Glaubens basiert zwar ihrerseits auf einer Vertrauensvorgabe und schließt so gesehen immer so etwas wie ein Wagnis ein — der andere kann sich ja auch verweigern; aber diese Vertrauensvorgabe ist nicht mit einer Hypothese, einer gedanklichen Vorwegnahme künftiger Ereignisse, zu verwechseln, deren Zutreffen erst experimentell festgestellt werden müßte. Einander Glauben schenken heißt nicht: ein Totalexperiment des Lebens anstellen. Vielmehr weist die Sicherheit des personalen Glaubenswissens einen *präsentischen* Charakter auf. Wer wirklich vertraut, der besitzt *jetzt schon* Sicherheit. Natürlich ist es im Miteinanderleben so, daß sich die Vertrauensbasis im Miteinanderleben und Einanderkennenlernen allmählich herausbildet — was freilich nicht ein einmal abgeschlossenes Geschehen, sondern die Tat eines ganzen Lebens ist. Aber hier ist zweierlei zu beachten: Erstens bildet sich die Vertrauensbasis nicht experimentell aus. Man wird nicht Freund, indem man den anderen einer Reihe von Freundschaftstests aussetzt — sich selbst dabei jedoch in die neutrale Beobachterposition zurückzieht (aus geheimer Selbstliebe oder aus Angst, aus sich herausgehen und sich selbst bewähren zu müssen). Eine Vertrauensbasis kann sich nur ausbilden, wenn diese Ausbildung von allem Anfang an in einem Raum von Vertrauen erfolgt. Nur aus entgegengebrachtem Vertrauen, nur in und aus einem schon zgedachten Raum des Vertrauens, kann umgekehrt Vertrauen als Antwort erwachsen. Vertrauen entsteht nicht aus Nicht-Vertrauen! Und weiters besitzt die Sicherheit der personalen Glaubenswissens die Festigkeit der Entschiedenheit. Wer deshalb erklärt, er glaube jemandem zwar heute, wisse aber nicht, ob er noch in einigen Tagen dazu stehen werde, der glaubt ihm auch zum Zeitpunkt dieser Äußerung nicht!

So erweist sich der personal-dialogische Glaube, wenn wir uns wiederum an seine Höchstform, das liebende Erkennen bzw. erkennende Lieben, halten, als (1) die tiefste Erkenntnis. Denn sie hat es mit der Einmaligkeit der Person und ihres In-der-Welt-Seins zu tun. Es ist eine aus der freien Selbsterschließung gewonnene Erkenntnis. Im personalen Glauben werden wir der Unerschöpflichkeit der Person und ihres Ursprungsgeheimnisses gewahr. Bei diesem Glauben handelt es sich (2) um die reichste Erkenntnis. Denn in ihm gewinnen wir Anteil an der Welt des anderen, an der Weise, wie er sich von allem in Anspruch nehmen und treffen läßt. Es wird uns die Daseinstotalität dessen mitgeteilt, dem wir Glauben schenken. Er ist (3) die vollste Erkenntnis, weil im personalen Glauben alle wirklichkeiterschließenden Kräfte des Menschen in integraler Ganzheit in Anspruch genommen sind. Er ist ein gesamt menschlicher Vollzug. Er ist schließlich (4) die erste Erkenntnis. Das Ersterkannte sind nämlich nicht die bloßen Körperdinge, sondern die anderen, der andere. Andere haben uns zu unserem Selbst- und Weltverständnis verholten. Wir erwachen an der liebenden Vertrauensvorgabe der anderen allererst zu uns selbst. Aber nicht nur in einem zeitlichen, sondern auch im sachlichen Sinn gilt dies: Das Vertrauen auf die anderen ist die Bedingung der Möglichkeit jeder wissenschaftlichen Fragestellung. Denn das personale Glaubenswissen ist in derjenigen Erfahrung

beheimatet, die bleibend und d. h. uneinholbar der einzelwissenschaftlichen methodisch-abstrakten Fragestellung vorausliegt. Das in der Wissenschaft lebendige apersonale Glaubenswissen ist eine uneigentliche Form des personalen Glaubens und bleibt von diesem umfassen.

Mit dem personalen Glauben (swissen) ist freilich nur das vergleichsweise fundamentalere Glaubensphänomen erreicht, noch nicht jedoch das ursprüngliche, die Gestalten des apersonalen Daß-Glaubens sowie des personalen Glaubens *ermöglichende* Glaubensphänomen. Diesem kommen wir näher, wenn wir auf ein Faktum achten, das uns zwar geläufig ist, in seiner Selbstverständlichkeit jedoch meistens übersehen wird. Dieses Faktum sei an zwei Beispielen erläutert.

IV. Der Glaube als Grundvollzug menschlichen Lebens

Erstes Beispiel: Wir fragen einen Fremden um eine Auskunft. Unsere Frage käme überhaupt nicht in Gang, würden wir nicht in *anfänglicher Weise vertrauen*, daß der von uns Angesprochene uns nicht belügt, sondern die richtige Auskunft gibt. Unser Fragen entspringt einem schon eröffneten Raum anfänglichen Vertrauens. Wir vertrauen in einer anfänglichen Weise darauf, daß der andere die Wahrheit sagt. Bei diesem Beispiel kommt es vorerst einmal nur darauf an zu sehen, daß das *vertrauende* Sich-an-jemanden-Wenden wirklich *das Erste* ist.

Dieses Glauben-Schenken ist *kein Resultat* eines näheren Kennenlernens oder gar eines Sich-Versicherns — wie sollte dies auch bei einem Fremden, den wir einfach ansprechen, möglich sein? Unser anfängliches Vertrauen besitzt nicht den Status einer bestätigten praktischen Hypothese. Wir begründen dieses Vertrauen für gewöhnlich nicht, wir bringen es einfachhin entgegen, d. h. wir *leben* dieses Vertrauen, das als gelebtes seine *eigene, unthematische* — prä-reflexive — *Helle* besitzt. (Anderenfalls könnten wir es nicht zum Thema einer philosophischen Reflexion erheben). Das Erste ist das anfängliche Vertrauen in unsere Mitmenschen — das konkrete Mißtrauen hingegen ist und bleibt allemal etwas Zweites. Mißtrauen setzt das anfängliche Vertrauen voraus und ist nur im Gegenzug zu diesem möglich.⁴ Damit hängt auch zusammen, daß das Mißtrauen begründungsbedürftig ist. Nicht das Vertrauen hat sich zu rechtfertigen, sondern vielmehr umgekehrt das Mißtrauen. So ziehen wir ja auch nicht einen, der Wahres sagt, zur Rechenschaft, sondern umgekehrt einen, der lügt. (Wahres zu sagen — das ist das Selbstverständliche!)

Das Vertrauen bedarf keiner Begründung, weil es in sich gut ist. Es rechtfertigt sich einfach durch sich selbst. Es weist sich kraft seiner immanenten Sinnhaftigkeit aus (und nicht etwa bloß deshalb, weil es nützlich ist für einen reibungslosen Verlauf des Zusam-

⁴ Natürlich kann ich jemandem konkret mißtrauen, *ohne* ihm vorher *ausdrücklich* vertraut zu haben. Ich habe etwa viele Enttäuschungen erleben müssen und sage mir: Ich traue niemandem mehr über den Weg. Enttäuschungen beinhalten jedoch eine Vertrauensvorgabe. Indem ich jemandem ausdrücklich mißtraue, bewege ich mich noch in dem *unausdrücklichen* Vertrauen, das sie mitmenschliche Beziehung von vornherein bestimmt: Ich lasse es im Mißtrauen nicht hochkommen. Ich mißtraue zwar diesem mir fremden Menschen aus vielerlei allgemeinen Erwägungen heraus, aber seltsamerweise erleben wir solches konkrete Mißtrauen nicht als normale mitmenschliche Beziehung. Dem anderen sollte auch ausdrücklich vertraut werden können. Er erfüllt eigentlich nicht das, wovon die wesenskonstitutive Bezogenheit auf unsere Mitmenschen geprägt ist — von dem anfänglichen und unausdrücklichen Vertrauen. Im ausdrücklichen Vertrauen aktualisieren wir das unausdrückliche Vertrauen und eröffnen einander auf diese Weise Möglichkeiten des Mit- und Füreinanderseins. Im ausdrücklichen Mißtrauen hingegen halten wir das unausdrückliche Vertrauen nieder, bringen uns damit allerdings um echte Mitmenschlichkeit. Mißtrauend sind wir mit den anderen und damit auch mit uns selbst nicht in Übereinstimmung.

menlebens!). Vertrauen hat sich nicht vor dem Forum des Mißtrauens zu rechtfertigen etwa in dem Sinn, daß es dann legitimiert wäre, wenn es die Probe des Mißtrauens bestanden hätte, so daß im Grunde das Vertrauen die ständige Überwindung des Mißtrauens wäre. Vertrauen ist weder die bloße Abwesenheit seines Gegenteils, noch an dieses als an das Aufzuhebende gebunden. Es nährt sich nicht von seinem Gegenteil, sondern aus anderem Vertrauen. Vertrauen wird ja nicht erst dadurch vollends begriffen, daß ich sein Gegenteil erfahren und zur Sprache gebracht habe. Auch wird Mißtrauen nicht durch anderes Mißtrauen *überwunden*, sondern nur in der *Kraft* des von ihm unabhängigen *Vertrauens*. Das Positive ist nicht die Negation der Negation. Diese ist als solche fruchtlos. Daß das Mißtrauen allemal etwas Zweites und Nachfolgendes ist, zeigt sich nicht zuletzt daran, daß ein radikales Mißtrauen gar nicht lebbar ist. Radikales Mißtrauen zerstört sich selbst.

Zweites Beispiel: Indem wir uns bewegen, vertrauen wir — ohne daß wir darüber eigens nachdenken müßten oder brauchten —, daß uns die Erde trägt. Ob der Boden, auf dem wir gehen oder stehen, uns in der allernächsten Zeit tragen werde, das können wir, wenn wir genau hinsehen, prinzipiell nicht wissen, wenn wir unter „Wissen“ die experimentell gesicherte Prognostizierbarkeit von Zustandsgrößen verstehen. Und dennoch ist dieses zumeist unbeachtete Vertrauen vernünftig und keineswegs ein blinder Trieb. Würden wir dieses Vertrauen nicht mehr leben, so könnten wir im wahrsten Sinn des Wortes keinen Schritt tun. Mit ihm wäre unser Dasein selbst ausgelöscht. (Dieser Hinweis meint *nicht*: Man müsse vertrauen, weil man sonst nicht leben kann! Weder ist gesagt, das Vertrauen sei Sache der Willkür, noch, es sei um der Selbstbehauptung willen zu postulieren.)

Die beiden Beispiele machen uns auf etwas Bedenkenswertes aufmerksam: Alles nämlich, was wir tun und lassen, planen oder verwerfen, geschieht im ständigen Vertrauen, daß unser Dasein selbst und alles, was zu seiner Erhaltung notwendig ist, uns gewährt bleibe. Dasein meint nicht das bloße Vorhandensein, sondern beruht im In-der-Welt-Sein: Wir sind weltoffene, seinsverstehende Wesen, wir sind da, indem uns unser Dasein erschlossen und zum selbständigen Vollbringen im Miteinandersein aufgegeben ist. Demnach umfaßt das Vertrauen in die Gewähr unseres Daseins *alles*, was unser In-der-Welt-Sein konstituiert. Wir sind ja nicht immer dagewesen, haben vielmehr einen Anfang unserer selbst. Unser In-der-Welt-Sein ist uns von wo anders her verliehen. Ob jedoch unserem Dasein weiterhin Zeit gegeben ist, das können wir prinzipiell nicht ausrechnen. Die grundlegende Weise, wie wir uns zum Ursprung unseres In-der-Welt-Seins verhalten, ist nicht das verfügende Wissen, sondern das Vertrauen. Indem wir da sind, vertrauen wir ständig — freilich zumeist unthematisch —, daß unser Dasein gewährt und getragen werde — und in der Kraft dieses unbemerkten Vertrauens treten wir in die vielen Beziehungen und Unternehmungen unseres Lebens ein. Wir *leben* dieses Vertrauen: in all unseren Vollzügen, in allen Unterlassungen *bekunden* wir es. Diese Vertrauensbekundung kann vielerlei Formen aufweisen. So vertrauen wir z. B., daß das Intendierte auch glücke und die Dinge uns gelingen. Wir leben dabei das Vertrauen in die Gewähr von etwas, das schwer in Worte zu fassen ist, in die Gewähr von einem „Mehr“, wodurch das, was wir selbst vollziehen, zur Gabe an uns wird. Wir gewinnen Anteil an dem, was wir selbst vollziehen. In solchem Wandel wird etwas wirksam, das nicht die Summe der in das Geschehen eingebrachten Anteile ist. Wir sprechen z. B. von der Gunst der Stunde oder des Augenblicks, von der erfüllten Zeit, oder von dem Beglückenden einer Begegnung. In all diesen Wendungen wird zum Ausdruck ge-

bracht, daß sich dieses gelebte Vertrauen auf etwas nicht Erzwingbares richtet, durch dessen Anteilgabe menschliches Leben erst ein wahrhaft menschliches wird. Es ist weiters bedenkenswert, daß dieses Vertrauen nie zerschnitten, sondern nur zurückgedrängt werden kann, so lange wir leben. Die radikale Ausmerzung dieses Vertrauens in die Gewähr des In-der-Welt-Seins fiel mit der Selbstvernichtung zusammen. Deshalb kann mit Recht gesagt werden, das gelebte Vertrauen in die Gewähr des Daseins durchzieht all unsere Vollzüge. In ihm ist das ursprüngliche Glaubensphänomen erreicht. Im Grunde unseres Daseins lebt ein Vertrauen und also ein Glaube im ursprünglichen Wortsinn. Dieser grundlegende Glaube ist hinsichtlich seiner *Ursprünglichkeit* noch näher in den Blick zu nehmen.

Die Ursprünglichkeit des grundlegenden Glaubens zeigt sich (1) daran, daß er als Ermöglichung in all unsere Vollzüge eingeht. Es gibt keinen Vollzug, der nicht — in welcher rudimentärer Weise auch immer — von einem Vertrauen geprägt wäre. Das wird an den negativen Gegenproben deutlich.

Wo wir Anlaß zum Zweifel haben, erkennen wir, daß wir zuvor schon irgendwie vertraut haben. Der totale Zweifel hebt sich selbst auf. Er nährt sich noch vom anfänglichen Vertrauen. Wer z. B. die Erkennbarkeit der Dinge leugnen wollte, müßte augenblicklich aufhören zu fragen und zu forschen. Im Fragen würde er ja nochmals das Vertrauen bekunden, es sei gut und sinnvoll, dies zu tun, und er würde unthematisch darauf vertrauen, über die Dinge etwas zu wissen zu bekommen. Aber auch wer verstummen würde, entkäme im alltäglichen Leben nicht dem Vertrauen. Denn dessen Ursprünglichkeit erweist sich (2) daran, daß es, solange wir leben, nicht unterlassen werden kann. Es kann immer nur *in der Reflexion* geleugnet oder aufgehoben werden. Es ist resistent gegenüber dem Versuch, es zu etwas *prinzipiell* Zweitem zu machen (es zu funktionalisieren, oder als Mittel zum Überleben und zur Selbstbehauptung aufzudecken: Vertrauen zum Zweck des Überlebens). Die Versuche genetischer Reduktion desavouieren sich selbst. Die reflexive Bestreitung ist nämlich ihrerseits noch von dem ermöglicht und getragen, was sie aufzuheben unternimmt. Der Versuch, das grundlegende Vertrauen reflexiv zu zerstören, nimmt nochmals das implizit in Anspruch und setzt es in sein Recht ein, was er explizit suspendiert. Denn wir sind zwar die Urheber dieses Aktes, aber daß wir solches vermögen, setzt voraus, daß wir dasein dürfen. Aus diesem grundlegenden Vertrauen vollziehen wir unser Leben. Die in der Reflexion erreichte Totalität des Mißtrauens ist in Wahrheit immer nur eine scheinbare, weil bloß reflexive. Totales Mißtrauen ist nicht lebbar, weil seinsunmöglich. (Das würde darauf hinweisen, daß das Sein, an dem alles teilhat, ursprünglich von Vertrauen geprägt ist.) So vertieft sich die weiter oben schon gewonnene Einsicht: Das gelebte Vertrauen geht allem Mißtrauen nicht nur voraus, sondern es geht in alle unsere Vollzüge als deren ermöglichender Grund ein — sei es in die fragenden oder zweifelnden, sei es in die fraglos sich ereignenden Vollzüge. Es *ermöglicht* also auch die Gestalten des *apersonalen Daß-Glaubens* sowie des *personal-dialogischen* Glaubens.

Deshalb ist (3) das grundlegende Vertrauen kein eigener Vollzug neben anderen Vollzügen auch, vielmehr ist es als deren Ermöglichung ein Konstituens unseres Daseins: Vertrauen ist für unser Dasein konstitutiv.

Weil Vertrauen für unser Dasein konstitutiv ist, kann es (4) nicht Gegenstand eines direkten Aufweises sein. Es ist nicht logisch ableitbar, und so gesehen nicht zwingend darzutun, weil es selbst noch eine logische Ableitung ermöglicht. Deshalb kann seine *ausdrückliche* Anerkennung und Übernahme verweigert werden.

(5) Wenngleich das daseinskonstitutive Vertrauen — d. i. der glaubende Grundvollzug unseres Daseins — sich sprachlich in der Form eines Daß-Glaubens niederschlägt, so ist es gleichwohl nicht mit dem apersonalen Daß-Glauben zu verwechseln. Das grundlegende Vertrauen besitzt nicht den Status einer (einzeln)wissenschaftlichen Hypothese, der mittels Beobachtung und Experiment zu einer größeren Wahrscheinlichkeit verholten, und die so auf die Ebene einer falsifizierbaren Theorie erhoben werden könnte. Für solch einen „Test“ gilt das vorhin Gesagte: er nimmt bereits die Wahrheit dessen in Anspruch, was er zu prüfen vorgibt (abgesehen von dem Problem, daß eine Falsifikation ja ein wahrer Satz ist, dessen Wahrheit nicht wiederum den Status experimentell gestützter Hypothesen haben kann). Eine prinzipielle Hypothesisierung des Wissens hebt das Wissen überhaupt auf — nicht aber trägt es zu dessen kritischer Schärfung bei (weil Wissen aus nicht hypothetisierbaren Einsichten heraus lebt). Der glaubende Grundvollzug besitzt auch nicht den Status einer praktischen Hypothese, die mittels des Lebensexperiments zu überprüfen wäre. Das gelebte Vertrauen kann nicht Gegenstand eines praktischen Totalexperiments, d. h. des Für-wahrscheinlich-Haltens einer Annahme sein, von der noch nicht sicher ist, ob sie gerechtfertigt ist oder nicht — was eben erst am Ende des Lebens herauskommen kann.

V. Das gelebte Vertrauen als implizit religiöser Glaube

Was kann es besagen, daß der Grundvollzug unseres Daseins im Vertrauen liegt, und wir dieses Vertrauen einfachhin leben — auch dort noch, wo wir es zuweilen in der Reflexion suspendieren —, und wir es gar nicht unterlassen können, und dieses Vertrauen so gesehen unserer Willkür nicht unterliegt und in diesem Sinn natürlich ist?

Wir haben gesehen: In allem, was wir tun oder lassen, lebt das *unausgesprochene* Vertrauen, daß wir zu unserem Leben befähigt bleiben. Dieses Faktum wird etwas verständlicher, wenn wir bedenken, daß es ja keineswegs selbstverständlich ist, daß wir in der Weise des In-der-Welt-Seins da sind. Wir sind nicht immer da gewesen, haben viel mehr einen Ursprung unserer selbst. Diesem Ursprung verdanken wir uns zur Gänze. Nun existieren wir zweifellos deshalb, weil wir Eltern haben. Doch *meinen* Ursprung, den Ursprung meines Ich-selbst-sein-Könnens kann ich nicht einfachhin mit ihnen identifizieren. Denn die erfahrbare Unbedingtheit meiner selbst, meine personale Würde, die ich mir selbst nicht gegeben habe, die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit, die mit mir aufgebrochen ist, kann ich nicht ausschließlich auf meine Eltern zurückführen. Daß ich für meine Eltern ein namentlich Gerufener, also einer bin, zu dem sie „du“ sagen können, daß ich ihnen nicht einfach als ihr Besitztum begegne, daß ich überhaupt ich selbst sein kann und nicht vielmehr nicht bin — dafür können sich meine Eltern die Urheberschaft nicht zurechnen.⁵ Mit ihrem Tod endet nicht schon mein Leben. Wenn dies richtig gesehen ist, dann kann ich meinen Ursprung nicht einfachhin mit *etwas* identifizieren, was *in* der Reihe der Seienden liegt. (Das Zusammenwirken von noch so vielem erklärt nicht die Einmaligkeit und Verschiedenheit des Erwirkten.) Damit stimmt auch zusammen, daß das daseinskonstitutive Vertrauen, wenn wir genau hinblicken, sich in erster Linie auch nicht auf Seiendes — weder auf die Dinge, noch auf die Menschen —

⁵ Vgl. dazu: A. Wucherer-Huldenfeld, Der Anfang des menschlichen Daseins. Eine religionsphilosophische Besinnung, in: Wort und Wahrheit 28 (1973) 313—320; H. Beck, Anthropologischer Zugang zum Glauben, Salzburg—München 1979; G. Pöltner, Der Anfang unseres Daseins. Überlegungen zu einer angemessenen Fragestellung, in: Zeitschrift für katholische Theologie 104 (1982) 310—321.

richtet, noch auch auf den Zusammenhang des Seienden, sondern durch alles Seiende hindurch auf „etwas“ in ihm, das alles Seiende übersteigt: Das daseinskonstitutive Vertrauen bewegt sich von allem Anfang an in „etwas“, das unendlich nah, weil in allem gegenwärtig, und gleichwohl unnahbar ist, weil es sich in keinem erschöpft. Nichts von dem, was ist, muß sein — und dennoch ist alles, was ist. Daß Seiendes überhaupt ist — dies ist ganz und gar nicht selbstverständlich, sondern das Staunenswerte schlechthin. D. h.: Allem Seienden in der Vielgestaltigkeit der Zusammenhänge ist es *gegeben zu sein*. Radikal gedacht ist das Sein des Seienden unausdenkbare Gabe. Der Ursprung, dem alles Seiende es verdankt zu sein, ist selbst kein Seiendes und kann daher auch nicht in der Reihe der Seienden als deren erstes Glied vorkommen. Deshalb gewinnt der Ursprung des Seins den Anschein der Nichtigkeit.

Wenn „zu sein“ — auf die Wurzel hin besehen — *reine Gabe* ist, dann impliziert das ein Mehrfaches: (1) Im Ur-Faktum der Seins-Gabe läßt sich der Ursprung alles Seienden als absolut freier Urheber erkennen. (2) Weil das Seiende sich radikal einem anderen verdankt, Seiendes nichts hat, was es aufs Ganze gesehen nicht empfangen hätte, so ist es, indem es bleibend von der ihm das Sein verleihenden Macht seines Ursprungs bestimmt wird und so gesehen seinem Ursprung *immanent* ist. Die Seins-Gabe ist kein vergangenes Datum, sondern dauernde Ermächtigung des Seienden zu sich selbst. (3) Die Radikalität der Gabe ist Ausdruck vorbehaltlosen Sein-lassens. Für uns Menschen hieße das: Wir verdanken die Ermächtigung zu selbsteigenem Tun und Wirken dem persönlich-schöpferischen Gemeint-sein und Bejaht-sein durch unseren Urheber. Wir *dürfen* wir selbst *sein*, weil und indem wir schöpferisch gemeint und bejaht sind. Das würde bedeuten: Die schöpferische Eröffnung menschlichen Freisein-könnens (eingeschlossen all das, was an jeweiligen Voraussetzungen dazu erforderlich ist) ist darin, daß sie uns allererst zu uns selbst freigibt, eine Vertrauensvorgabe, daß wir nämlich uns selbst so nehmen, wie wir gemeint sind: aufgerufen zur Lebensgemeinschaft mit Gott. Weil wir es dieser Vertrauensvorgabe verdanken, daß wir überhaupt sein dürfen, besteht der Grundvollzug unseres Daseins umgekehrt in der einfach gelebten — nicht schon der ausdrücklich vollzogenen — Rück-gabe dieses Vertrauens. Weil das uns verliehene Sein von seinem Ursprung her von Vertrauen geprägt ist, ist unser gelebtes Vertrauen im ursprünglichen Sinn *Antwort*, freilich, wie gesagt, nicht schon der explizit frei vollzogene Dank aus religiöser Grundhaltung. Der Glaube (im genuinen Sinn des Vertrauens) ist daseinskonstitutiv, weil wir unser gemeinsames Leben ständig aus der ursprünglichen, uns allererst sein-lassenden Vertrauensvorgabe heraus vollbringen, deren Ursprung Gott genannt werden darf. Thomas von Aquin hat ausgehend von anderen Voraussetzungen in dieselbe Dimension gewiesen und in der Gewähr des Seins die Spur Gottes entdeckt: dieses, das Sein zu schenken, sei allein Gottes („dare esse in quantum huiusmodi sit effectus primae causae solius“ Pot. 3,4).